

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Zeitschrift für Psychologie.** Herausgegeben von F. Schumann. Leipzig 1919, Barth.

Bd. 87. 5. u. 6. Heft. A. Prandtl, Die psychische Leistungsfähigkeit bei wechselnder Disposition. S. 287. Zwei Versuchspersonen versetzten sich durch wiederholte schnelle Drehbewegungen in Unwohlsein, wodurch ihre Leistungen schlechter wurden. Der Grund liegt in der geringeren Intensität der Einstellung. „Die besseren Leistungen kommen von einer dahingehenden Organisation der zentralen Vorgänge, dass im Sinn eines Zieles die vorhandenen Energievorräte verteilt, ungeeignete Reaktionen ausgeschaltet, nützliche zur Wirksamkeit gebracht werden.“ — **H. H. Keller, Beiträge zur Lehre vom Wiedererkennen. S. 315.** Während bei gleichzeitiger Einprägung von sinnvollen und sinnlosen Silben nach 10 Minuten ein Uebergewicht der sinnlosen Silben oder höchstens ungefähre Gleichheit im Wiedererkennen erzielt wird, zeigt sich nach 24 Stunden ein deutliches Ueberragen der sinnvollen Silben. Vorbekannte Silben sind bei einigen Versuchspersonen nicht nur nach 24 Stunden, sondern auch nach 10 Minuten im Wiedererkennen überlegen. Eine 5 Minuten alte Bekanntschaft kehrte sich nach 24 Stunden um. Eine gleich starke Bekanntschaft fällt in 24 Stunden, wenn sie älter ist, langsamer ab, als eine jüngere. „Aus diesen Zahlen ergibt sich ausserordentlich deutlich, dass die erneute Einprägung für die älteren Silben einen grösseren Wert hinsichtlich der späteren Wiedererkennbarkeit hat als die jüngeren.“ — **J. Hermann, Ueber formale Wahl Tendenzen. S. 345.** Formal ist die Wahl, wenn gar keine nähere Beziehung des Wählenden zu dem aus einer Reihe zu wählenden Gliede besteht. Marbe hatte gefunden, dass in der Zahlenreihe 1 bis 10, 11 bis 20, 21 bis 30 usw. die 5 am häufigsten gewählt wird. Bauch dagegen fand, dass „dank der grösseren Aufmerksamkeitsbetonung der Begrenzungslinien die Randziffern stärker hervortreten“. Hermann stellte fest: Die Zahl „5“ verliert ihre dominierende Rolle, wenn sie zum Randgliede wird. „Wir konnten dabei erstens durchgehend die dominierende Stellung der Randreaktion beobachten; ferner dominierte dasjenige Randglied, wel-

ches an der Seite der wählenden Hand lag“. Im Alter von 3—6 Jahren ist im allgemeinen die Randgliedtendenz vorherrschend. In diesem Alter übt auch die Seite der wählenden Hand einen wesentlichen Einfluss. Vom 6. Lebensjahre an wird aber die mittlere Abteilung entschieden bevorzugt. Erklärung: „Die Randstelle ist schon »objektiv« betrachtet unmittelbarer ausgezeichnet als die Mittelstelle, die Auszeichnung der Mittelstelle ist im Subjekte begründet. Nun lässt aber der primitive Mensch sich vor allem durch die objektiv ausgezeichnete, eindringlichste Stelle beeinflussen, er handelt auf Grund einer unmittelbaren Reizeinstellung. Dagegen nimmt der geistig entwickeltere eine Einstellung, die eine Art Komplexwirkung hervorruft. Mit der unmittelbaren Reizeinstellung verbindet sich eine motorische Organeinstellung der wählenden Hand. Bestätigt wird diese Erklärung durch Versuche an Hühnern, die mit dem Aufpicken eines Randgliedes beginnen“. Eine einfachere Erklärung liegt näher. Wenn eine Mehrheit an uns herantritt, auf die wir einwirken sollen, so beginnen wir, wenn wir nicht weiter überlegen, wie die Kinder, mit einem Anfangsglied, nicht mit einem mittelbaren, und zwar mit dem, welches der einwirkenden Hand am nächsten liegt. Um an ein Mittelglied, speziell das Zentrum zu gehen, müssen wir erst ein solches aufsuchen und werten. Nämlich „die entwickelte Wahlform ist ästhetisch-wertvoller, beruhigender, gibt eine passendere Lösung“, wie auch der Vf. bemerkt. Dazu kommt noch, dass der geistig Entwickeltere nicht ganz von ungefähr eines von den vielen Randgliedern auswählen will, sondern einen Grund für seine Wahl haben will. und da ist es der Mittelpunkt, der vor allem eine bevorzugte Stelle einnimmt. Daher kommt es sicher, dass, wie Marbe fand, 5 unter den Zehnern am häufigsten gewählt wurde. Zu verwundern ist es dann nicht, wenn bei besonderer Aufmerksamkeit auf die Randglieder diese bevorzugt wurden, und die 5 ihre dominierende Stellung verlor.

88. Bd., 1. und 2. Heft: **Grundfragen der Akustik und Tonpsychologie. II. H. Lachmund, Vokal und Ton. S. 1.** Durch eine ausgiebige Variation der Reize wird untersucht, welche wesentlichen Bedingungen erforderlich sind, damit der Schall zum Vokal wird. Jaentsch hat gezeigt, dass Vokalempfindung dann auftritt, wenn die Schwingungszahlen der Schallwellen einem bestimmten Durchschnittswerte nahe bleiben. Der Schwingungsvorgang muss sich jedoch von einem regelmässig periodischen durch das Vorhandensein eines Störungsfaktors unterscheiden, wobei unter Störungsfaktor das verstanden wird, was den Schallreiz seines regelmässigen und periodischen Charakters entkleidet. Der Vokal ist am deutlichsten, wenn der Störungsfaktor eine bestimmte Grösse hat. Ist er schwächer, wird die Erscheinung „tonal“ oder „Ton mit Vokaleinschlag“; ist er zu gross, hört man einen Ton mit Geräuscheinschlag und schliesslich ein undifferenziertes Geräusch. Die Qualität des Tones hängt von der durchschnittlichen Schwingungszahl der gestörten Sinuskurve ab. Ist diese nahe 500, so

hört man ein O, bei etwa 1000 ein A, bei etwa 2000 ein E. Dagegen liegen Zwischen vokale, z. B. A-haltige O und O-haltige A. Als Jaentsch seine Strassburger Untersuchungen mit lauterem Schallphänomenen in Marburg fortsetzte, zeigte sich, dass mit der Verstärkung des Sirenentones auch eine stärkere Geräuschbeeinflussung zum Vokal, der durch „gestörte“ Sinneskurven erzeugt war, sich verband. Es galt nun, die Ursache dieser Trübung zu ermitteln und den Reiz so abzuändern, dass sie wegfiel. Der Vf. fand: Der Vokalcharakter wird verstärkt erstens bei gleichbleibender Variation der Wellenlänge, wenn der Störungsfaktor des Amplitudenwechsels und damit der Einfluss der Perioden verstärkt wird, sodass der Periodenton deutlicher als Stimmtone wahrgenommen wird. Der Frequenzton bleibt dann unbeachtet, an seine Stelle tritt der Periodenton. Zweitens: Bei gleichlautendem Einfluss des Amplitudenwechsels und damit der Periode, wenn die Variation der Wellenlänge gesteigert wird, sodass die Tonhöhe des Frequenzphänomens schwerer wahrgenommen werden kann. Die Variation der Wellenlänge, der Amplitude und deutliches Hervortreten der Periode wirken also in gleichem Sinne und addieren sich in ihrer Wirkung bezüglich der Deutlichkeit des Vokalcharakters. Zusammenfassung: 1. Eine Schallwelle, deren Einzelwellenlängen einem mittleren Werte nahe stehen, wird dann als Vokal gehört, wenn ihre Tonhöhe nicht mehr wahrgenommen wird. Zur Ausschliessung der Tonhöhenempfindung ist unter normalen Verhältnissen ein „Störungsfaktor“ (z. B. Wellenlängen-Variation, Amplitudenvariation) im regelmässigen Sinusverlauf erforderlich. 2. Die Qualität des Verlaufs ist abhängig von der mittleren Schwingungszahl dieser Formantschwingung. 3. Eine etwa ausserdem in der Schallwelle enthaltene Periodizität der Frequenz (die naturgemäss geringer ist als die der Formantschwingung) kann zum „Stimmtone“ und damit zum Träger der Vokalqualität werden. — H. Lachmund, Ueber die Abhängigkeit der scheinbaren Schallstärke von der subjektiven Lokalisation der Schallquelle usw. S. 53. Je nachdem der Apparat so eingestellt war, dass der Schall von rechts oder links zu kommen scheint, hat man den bestimmten Eindruck, dass das rechte oder das linke Ohr von einem stärkeren Schallreiz getroffen wird. Das konnte nicht von den verschiedenen Weglängen kommen, denn der Schall konnte sich in den Röhren nur linear ausbreiten, also nicht mit dem Quadrate der Entfernung abnehmen; die Erscheinung trat auch dann ein, wenn der Beobachter wusste, dass die Reize gleich seien, sie ist also subjektiv, zentraler Natur. Die Erklärung ist folgende: Im natürlichen Hören kommt die Lokalisation der Schallquelle nach rechts oder links nur dann vor, wenn diese sich wirklich nach der Seite des rechten oder linken Ohres befindet. Dann aber wirkt z. B. das rechte Ohr wie ein der Schallquelle zugekehrter, das linke wie ein ihr abgekehrter Trichter, was zur Folge haben muss, dass das rechte Ohr stärker erregt wird als das linke. Bei unseren Versuchen waren beide Ohren in

physiologischem Sinne gleich stark erregt. Die dabei eintretende subjektive Lokalisation der Schallquelle reproduziert aber diejenigen Stärkeyverhältnisse, die beim natürlichen Hören unter den entsprechenden Lokalisationsbedingungen verwirklicht sind. Die scheinbaren Intensitäten sind also von den räumlichen Verhältnissen und der Lokalisation des Schalls in ganz ähnlicher Weise abhängig, wie nach den Untersuchungen über die sogenannten Gedächtnisfarben die scheinbare Helligkeit von den räumlichen Verhältnissen und der Lokalisation der Lichtreize. — **P. Krellenberg:** **Ueber die Herausbildung der Wahrnehmungs- und Vorstellungswelt aus der originären eidetischen Einheit.** S. 56. Zu einem lückenlosen Nachweis des Uebergangs der Anschauungsbilder in Vorstellungsbilder fehlte noch der Existenzbeweis in allgemeiner Form für die Ausgangsstufe der Entwicklung, die bisher nur hypothetisch angenommene originäre Einheit. Es muss untersucht werden, ob es Individuen gibt, bei denen mit den bekannten Erzeugungsmethoden nicht entweder ein Vorstellungsbild oder Anschauungsbild oder Nachbild, sondern immer nur die undifferenzierte Einheit aller, das Anschauungsbild erzeugt wird. Aus den Versuchen ergab sich: Die Arbeitshypothese, dass das Anschauungsbild die originäre undifferenzierte Einheit darstelle, aus der sich Wahrnehmungs- und Vorstellungswelt erst herausdifferenzieren, erfährt in dieser Arbeit ihre Verifikation, indem die Existenz eines eidetischen Einheitstypus erwiesen wird. Das Charakteristische dieses Einheitstypus besteht in dem übereinstimmenden Verhalten der verschiedenen Gedächtnisstufen bei den einzelnen experimentellen Prüfungsmethoden. Bei diesen Prüfungsmethoden verhalten sich die Gedächtnisstufen bei der Mehrzahl der Eidetiker verschieden. Je näher nun ein Fall dem Einheitstypus steht, um so mehr nehmen diese Differenzen ab, um beim reinen Einheitstypus ganz zu verschwinden. Negative Nachbilder und Vorstellungsbilder sind nicht zu erzeugen. Die verschiedenen Gedächtnisstufen der normalen eidetischen Anlage lassen sich als Zerfallsprodukte dieses in vielen Fällen noch nachweisbaren, in anderen Fällen wenigstens nahezu verwirklichten Einheitstypus auffassen. 2. Die normale eidetische Anlage ist oft an eine tetanoide Konstitution (T-Typ) gebunden. Die Bilder des T-Typ werden durch Kalk entscheidend beeinflusst, und dieser wirkt hier in kurzer Zeit oft ähnlich wie in langen Zwischenräumen der Altersfortschritt, der ja auch zur Herabsetzung der eidetischen Anlage führte. 3. Eine experimentelle Analyse des eidetischen Zustandes ergibt: Bei den Einheitsfällen hebt sich der eidetische Zustand von dem gewöhnlichen, ungezwungenen Verhalten nicht ab, wogegen er bei Individuen, die nicht mehr zum Einheitstypus gehören, vom gewöhnlichen Zustand abweicht. Auch hierin zeigt sich wieder, dass beim Einheitstypus der eidetische Zustand ebenso natürlich ist, wie der Zustand des Vorstellens bei den Nichteidetikern. In dem originären Sinnengedächtnis bleiben die Gedächtnisbilder dem Einheitstypus dann am nächsten, wenn

sie bedeutsame Inhalte zum Gegenstande haben. Im abklingenden Sinnesgedächtnis behalten die interessanten bedeutsamen Objekte die urbildmässige Farbe am längsten, die uninteressanten Objekte, z. B. bedeutungslose Buchstaben-Gruppen weniger lange und die homogenen Quadrate am kürzesten. Ferner wird bei eidetischer Anlage die Gestalt, dieser so besonders wichtige Faktor, noch richtig wiedergegeben, aber nicht mehr die Farbe und die Dreidimensionalität. — **J. Plassmann, Die Milchstrasse als Gegenstand der Sinneswahrnehmung. S. 120.** Der unserer visuellen und photographischen Betrachtung zugängliche Kosmos hat die Gestalt eines flachen Ellipsoids, von dem der kürzeste Durchmesser etwas kleiner als die Hälfte des längsten sein mag. Indem sich das Sonnensystem und so auch die Erde der geometrischen Mitte dieses Körpers ziemlich nahe befindet, wird eine desto grössere Anzahl von Sternen für uns durch die Perspektive zusammengedrängt, je kleiner der Winkel ist, den die Blickrichtung mit der Hauptebene des Ellipsoids bildet. Die ganze Welt schiebt sich für uns auf die innere Fläche einer kugelähnlichen Schale zusammen, auf der wir uns die Spur der Hauptebene als grössten Kreis können gezogen denken. Schon in ziemlichem Abstand von diesem Kreis ca. 10° nach beiden Seiten beginnt das Licht der schwächsten Sterne zu jenem rätselhaften Schimmer zu verschmelzen. Bei einem durchaus einfachen und regelmässigen Aufbau der Weltinsel sehen wir ein leuchtendes Band mit gleichmässiger Lichtzunahme von den Grenzkreisen zu der Mittelachse, dem galaktischen Aequator. Aber das ist eben nur die erste Annäherung, indem wirklich der Kosmos aus zahlreichen spiralförmigen Sternwolken aufgebaut zu sein scheint, deren Hauptebenen der des Ganzen mehr oder weniger nahe liegen. Dieser Aufbau erinnert an den der spiralförmigen Nebelflecken, wie solche zu vielen Tausenden über die Sphäre zerstreut sind. Dieser Aufbau des uns vorzugsweise zugänglichen Gebietes bewirkt das Auftreten vieler optischer Maxima, Minima (der sogen. Kohlensäcke) an zahlreichen Stellen des Lichtbandes. Ueber eingehendere psychologische Behandlung ist das Goos-Wolfsche Werk zu konsultieren. — **Géza Revész, Tierpsychologische Untersuchungen. S. 130.** Versuche an Hühnern. Vf. stellte Kontrastwirkungen auch bei Hühnern fest, wobei sich auch ergab, dass Farben, welche uns ähnlich erscheinen, auch ähnlich von den Hühnern gesehen werden. Ferner zeigte sich, dass sie grössere Mengen von Körnern von kleineren unterscheiden, selbst wenn der Unterschied für uns kaum merklich ist. Bei den Hühnern zeigt sich dieselbe Wahltenz wie bei den Kindern, sie bevorzugen die Randglieder vor den mittleren und die ihnen am nächsten. Mit grosser Sicherheit traf der Hahn die Reiskörner, ob sie ganz oder zerstoßen waren. Ungewöhnlich stark ist der Uebungsaffekt bei diesen Tieren. — Literaturbericht.

3.—5. Heft: G. Ries, Ueber die Sicherheit der Aussage. S. 141. G. E. Müller fand für die Sicherheit einer Erinnerung die Kriterien: „wenn

sie nicht mit anderen in Widerstreit steht, wenn sie prompt, schnell auftritt, wenn sie deutlich, lebhaft und hartnäckig ist, wenn sie eine gewisse Fülle hat, d. h. mit anderen Vorstellungen verknüpft ist . . . der stärkeren Assoziation gehört auch das höhere Richtigkeitsbewusstsein an“. Vf. knüpft daran an mit tachistoskopischen Versuchen, die für die Aussage überhaupt die Resultate Müllers bestätigen. Namentlich die Ausschliesslichkeit, die anderen Kriterien traten dagegen zurück, aber Vf. zweifelt nicht, dass auch sie mitgewirkt haben. — **F. Schumann, Das Erkennungsurteil. S. 205.** Mit dem Auftreten der akustisch-motorischen Wortvorstellung ist nicht alles gegeben, was die Abgabe eines sicheren Urteils bedingt. Es muss noch die Ueberzeugung hinzukommen, dass das akustisch-motorische Bild auch wirklich dem Gesichtsbilde entspricht. Bei Geruchsversuchen kam es häufig zu einem Erinnerungsvergleich. Auch vom Namen aus werden die Geruchsresiduen hervorgerufen, nicht nur durch den sinnlichen Reiz. — **Th. Schjelderup-Ebbe, Beiträge zur Sozialpsychologie des Huhnes. S. 225.** Das Hacken der Hennen. Die Kämpfe des Hahnes. Die Gluckperiode und ihr Einfluss. — **D. Katz, Tierpsychologie und Soziologie des Menschen. S. 253.** Aus den vorhergehenden Beobachtungen ergibt sich eine weitgehende Parallelität, die sich statisch und dynamisch im Verhalten tierischer und menschlicher Gruppen ergibt, sie legt die Vermutung nahe, dass viel von dem, was soziologisch typisch menschlich erscheint, noch als untermenschlich, als gruppensoziologisch schlechthin zu werten ist. — **V. Haecker und Th. Ziehen, Ueber die Erbllichkeit der musikalischen Begabung. S. 265.** Drei übereinstimmende Resultate: 1. Das starke Ueberwiegen der männlichen sehr musikalischen Nachkommen gegenüber den weiblichen in patropositiven Ehen; 2. das starke Ueberwiegen der männlichen sehr musikalischen Nachkommen gegenüber den weiblichen in den matropositiven Ehen; 3. das starke Ueberwiegen der weiblichen etwas musikalischen Nachkommen in den matropositiven Ehen. Die beiden ersten Ergebnisse legen nochmals die Vermutung nahe, dass die weiblichen Individuen zwar seltener eine sehr starke Veranlagung aufweisen, aber wenn eine solche vorliegt, sie dieselbe in besonders wirksamer Weise vererben, und zwar auf das empfänglichere weibliche Geschlecht. — Literaturbericht.

Revue Néoscolastique de Philosophie. Publiée par la Société philosophique de Louvain. Directeur: M. de Wulf. Louvain, Institut supérieur de philosophie.

XXIII année 1921. P. Donceur, Le nominalisme de Guillaume Occam. La théorie de la relation. p. 1. Occam vertritt den Satz: In re nihil est imaginabile nisi absolutum vel absoluta. Die Beziehung hat keine eigene Realität. Anderenfalls könnte eine Beziehung erkannt werden ohne ihre Korrelate. Es könnte Gott zwei Mauern hervorbringen, die einander nicht ähnlich wären. Es gäbe Wirkungen ohne Ursache, da

Aehnlichkeit an einem Dinge entstehen kann, das von keiner Tätigkeit berührt worden ist. Der Grund des Irrtums besteht darin, dass man glaubt, es müsse jedem Worte eine besondere Realität entsprechen. Occam sieht sich aber genötigt, seine Theorie auf die geschaffenen Dinge zu beschränken, da die Theologen bei Gott reale Beziehungen annehmen, die von einander und auch von der göttlichen Wesenheit in gewisser Weise verschieden sind. — **E. Dupréel, Les thèmes de Protagoras et les „Dissoi Logoi“.** p. 26. Der Platonische Protagoras und die Dissoi logoi setzen eine Schrift des Sophisten Protagoras voraus, worin dieser die Angriffe des Sophisten Gorgias zurückweist. Weder die Fragestellung des Dialoges noch die Art der Behandlung ist auf den historischen Sokrates zurückzuführen. Wenn es sich aber so mit einem Dialoge verhält, den man als den treuesten Interpreten sokratischer Ideen betrachtet, so hat man überhaupt nicht mehr das Recht, dem historischen Sokrates eine bestimmte Lehre beizulegen. — **P. Harmignie, Notes sur le probabilisme.** p. 41. Der Verfasser verteidigt den Probabilismus gegen den Probabilioristen Janssens. Dabei wird besonders der Gedanke betont, man habe nicht das Recht, das Wahrscheinlichere als der Wahrheit näher stehend zu erklären als das weniger Wahrscheinliche, solange dieses letztere noch ernstlich probabel sei. Der hl. Thomas ist praktischer Tutorist, wie alle seine Zeitgenossen. Seine Prinzipien aber stehen dem Probabilismus nicht im Wege. — **M. de Wulf, La formation du tempérament national au XIII^e siècle.** p. 59. Die hohe Wertung des Einzelwesens, die Liebe zur Klarheit und der Sinn für das rechte Mass, das sind die drei charakteristischen Eigenschaften der scholastischen Philosophie. Sie stehen in voller Harmonie mit der Kultur des 13. Jahrhunderts. So wie Frankreich das Zentrum der Kultur war, so waren die Neo-Lateiner und die Anglo-Kelten die Träger der Scholastik. Die Teutonen spielen dabei keine Rolle. Albert der Grosse, der einzige Deutsche, der hier in Betracht kommt, war ein eifriger Kommentator, ein guter Beobachter, ein guter Enzyklopädist, aber ein armseliger (piètre) Philosoph. Die Deutschen jener Zeit neigen zum Pantheismus, schwelgen in Bildern und Symbolen und haben keinen Sinn für die rechte Mitte. — **Gilson, Météores Cartésiens et Météores scolastiques.** p. 73. (Fortsetzung und Schluss.) Es kommt Descartes weniger darauf an, die Erscheinungen einwandfrei festzustellen als die angeblichen Erscheinungen zu erklären. Seine Erklärungen gehen alle von der Annahme aus, dass die Körper aus unwahrnehmbar kleinen Teilchen bestehen. — **P. Charles, Dante et la mystique.** p. 121. Dantes Mystik hat nichts zu tun mit einem mutlosen Verzicht auf die Erkenntnis der Wahrheit. Er ist ein kühner Intellektualist. Die Welt ist ihm intelligibel und in allen ihren Teilen harmonisch geordnet. Er liebt die Wahrheit so sehr, dass er sie unwillkürlich mit der geliebten Beatrice identifiziert. — **D. Nys, L'homogénéité**

de l'espace. p. 140 Die verschiedenen Geometrien sind logisch gleichwertig. Die Erfahrung spricht dafür, dass unser Raum euklidisch ist. Der euklidische Raum ist insofern „homogen“, als in ihm die Form der geometrischen Figuren unabhängig von ihrer Grösse ist. Räume von vier und mehr Dimensionen sind rein mathematische Begriffe ohne reale Bedeutung. — **A. Farges, Deux déviations de la théorie Thomiste sur l'action transitive. p. 163.** Aristoteles und Thomas lehren: Oportet unum actum esse utriusque (i. e. agentis et patientis) und actio et passio est in patiente. Daraus ergibt sich die Assimilationstheorie, die Unmöglichkeit der actio in distans und, sofern das Leidende Bewusstsein hat, die Möglichkeit nicht nur die eigene passio, sondern die fremde actio unmittelbar zu erfassen. Die Thomistische Lehre wurde verfälscht von den mittelalterlichen Physikern, welche von dem Tätigen auf das Leidende species hinüberwandern liessen und von Suarez (dem grand corrupteur des hl. Thomas), der erklärt, die actio als solche habe an keinem Subjekte (non habet subjectum inhaesionis sed denominationis tantum). — **A. Bouysonnié, Les principes de la raison. p. 191.** Wie ist das Prinzip der Identität und das des hinreichenden Grundes zu formulieren, und welche Begriffe gehen in diese Formulierungen ein? — **G. Legrand, Philosophie et sociologie juridique. p. 149.** Indem das 16. Jahrhundert die grossen Ideen der mittelalterlichen Philosophie von der Würde des Menschen, von dem sozialen Charakter seiner Natur und seinem letzten Ziele aufgab, trat an die Stelle der früheren Klarheit und Geschlossenheit der juristischen Ideen Unklarheit und Zersplitterung. — **E. Janssens, Réponse à un plaidoyer probabiliste. p. 163.** Die Gründe, die Harmignie für den Probabilismus vorgebracht, werden als ungenügend zurückgewiesen. — **A. Pelzer, Les versions latines des ouvrages de morale conservés sous le nom d'Aristote en usage au XIII^e siècle. p. 378.** — **M. de Wulf, La philosophie de Maître Eckhart. p. 413.** Nach Eckhart existiert das Geschöpf nicht durch eigene, sondern durch die göttliche Existenz. Aus dieser Metaphysik entspringt seine Psychologie und Mystik: da ich Gott immanent bin, wirkt Gott alle seine Werke durch mich. Gott ist Mensch geworden, damit ich Gott werde. — **Comptes rendus. p. 111, 224, 435.**